

Sozialdarwinismus – ein Produkt der Halbbildung. Wer die Wechselwirkung zwischen Naturauffassung und Sozialtheorie verkennt, ist ihr blind ausgeliefert

von Markus Vogt; Tagespost vom 18.4.2009. S. 10

Sozialdarwinismus gab es schon vor Charles Darwin. Die Leitbegriffe dieser politischen Theorie, „struggle for existence“ (Daseinskampf) und „survival of the fittest“ (Überleben der Tüchtigsten), wurden nicht von Darwin erfunden. Sie wurden bereits von dem viktorianischen Sozialphilosophen Herbert Spencer im Rahmen einer Theorie des Fortschritts durch Eliminierung der Schwachen formuliert (*Social Statics* 1850 und *Theory of Population*, 1852). Darwin hat sie erst nachträglich in der fünften Auflage seines Hauptwerkes *Origin of Species* übernommen. Der Evolutionsbiologe war also nicht Urheber, sondern Katalysator sozialdarwinistischer Ideen. Darwin hat sie von soziologischen, moralphilosophischen, bevölkerungstheoretischen, ökonomischen und sprachphilosophischen Kontexten her aufgenommen und als Forschungsprogramm für die Biologie fruchtbar gemacht.

Der Sozialdarwinismus ist nicht eine nachträgliche Anwendung der biologischen Evolutionstheorie auf die Gesellschaft, sondern in seinen Ursprüngen eine dieser vorausgehende und durch die Autorität der empirischen Forschungen Darwins verstärkte Sozialtheorie. Aus dieser Wechselwirkung zwischen Sozialtheorie und Naturauffassung entstand ein Konzept, das wie kaum ein anderes die Geschichte Europas seit dem späten 19. Jahrhundert geprägt hat.

Unter veränderten Vorzeichen und Leitbegriffen findet eine solche Wechselwirkung auch heute statt. Naturwissenschaftliche Erklärungsansprüche dringen offensiv in soziale, geisteswissenschaftliche und ethische Zusammenhänge vor. Dabei gibt es eine große Vielfalt von Sozialtheorien, die an evolutionäre Traditionen anknüpfen, was bisweilen den Vertretern dieser Theorien selbst kaum bekannt scheint: Die Leitfigur heutiger soziologischer Systemtheorie, Niklas Luhmann, greift auf eine moderne Variante der Evolutionsdeutung (Autopoiesis) zurück. Die ökonomischen Wettbewerbstheorien der Moderne sind kaum ohne Darwin denkbar (ihr Entdecker Friedrich August von Hayek bezieht sich ausdrücklich auf den Evolutionsbiologen). Eher ins Harmonische gewendete, auf das kooperative Gleichgewicht abhebende Varianten der Evolutionstheorie finden gegenwärtig im Rahmen ökologischer Ethik großen Zuspruch.

Die Anwendung der Kategorie „Sozialdarwinismus“ auf aktuelle Diskussionen evolutionärer Gesellschaftstheorie ist insofern problematisch, als damit eine starke Emotionalisierung verbunden ist. Die Assoziation negativer geschichtlicher Erfahrungen (Manchesterkapitalismus, Rassenhygiene oder Imperialismus) dient der pauschalen Verurteilung der Debatte. Sie ist jedoch nicht hilfreich, um die Faszinationskraft des dahinter stehenden Denkmodells zu begreifen. Dessen logischer Kern ist die Deutung von Fortschritt durch Daseinskampf. Eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Sozialdarwinismus muss vor allem zwei Fragen beantworten: 1. Wo liegen genau Reichweite und Grenzen der Deutung von Fortschritt durch Daseinskampf bzw. Wettbewerb? 2. Wo liegen Recht und Grenzen für eine Anwendung biologischer Denkmodelle auf kulturelle, gesellschaftliche und ethische Zusammenhänge?

Beide Fragen sind nicht pauschal zu beantworten: Der Wettbewerb hat sich als der entscheidende Motor für Fortschritt und freiheitsermöglichende Selbstorganisation der Gesellschaft bewährt. Zugleich gehört der grenzenlose Wettbewerb heute zu den grundlegenden Gefährdungen gesellschaftlicher Ordnung. Ethisch notwendig ist eine differenzierte Analyse seiner Funktion und seiner Grenzen. Dazu ist das interdisziplinäre Gespräch hilfreich und notwendig. Die Entdeckung des Wettbewerbs als Organisationsprinzip von Gesellschaft und von Natur gehört zu den

wichtigsten Erkenntnissen der Menschheitsgeschichte. Es handelt sich nicht bloß um eine unsachgemäße Übertragung aus der Biologie in die Sphäre des Sozialen, sondern um die Entdeckung systemtheoretisch-dynamischen Denkens. Natur und Gesellschaft sind hier Anwendungsfälle des gleichen kategorialen Schemas.

Damit ist der bequemste und weitgehend übliche Weg der Reaktion auf die problembeladene Geschichte des Gesprächs zwischen Evolutionstheorie und Ethik abgeschnitten: Der Versuch, die Sphären von Naturwissenschaft auf der einen Seite und Ethik, Theologie oder Kultur auf der anderen Seite völlig zu trennen, führt oft lediglich dazu, dass die Wahrnehmung ihrer Wechselwirkung verdrängt wird. Gerade dann ist man jedoch schlecht vorbereitet auf unreflektierte Übertragungen sowie das tiefer liegende Problem, welchen Stellenwert evolutionär-systemtheoretisches Denken in der Ethik haben kann und soll. Ein kritischer Blick auf die verschlungenen Wege des Sozialdarwinismus schärft den Blick für die ethischen Bruchlinien gegenwärtiger Argumentationsmuster.

Der Sozialdarwinismus stellt keine geschlossene Theorie dar

Die gesellschaftstheoretische Ausdeutung und politische Umsetzung der Darwin'schen Evolutionstheorie hat eine prägende Bedeutung für die Geschichte des späten 19. und des 20. Jahrhunderts. Die scheinbar gegensätzlichsten Gesellschaftstheorien berufen sich auf Darwin. Was verbindet beispielsweise die liberale Variante evolutionärer Gesellschaftstheorie in den USA, für die der Begriff „Sozialdarwinismus“ ursprünglich geprägt wurde (Hofstadter, R.: *Social Darwinism in American Thought*, Philadelphia 1967), mit der rassenhygienischen und imperialistischen Variante des Sozialdarwinismus in Europa, in der viele den „eigentlichen Sozialdarwinismus“ erkennen (Conrad-Martius, H.: *Utopien der Menschenzüchtung*, München 1955, 214f.)?

Das zugrunde liegende Vorstellungsmodell ist die Deutung des Daseinskampfes als zentraler Kraft des Fortschritts. In späten Phasen des Sozialdarwinismus wurde dieses Motiv mit negativen Vorzeichen aufgegriffen: die Befürchtung des gesellschaftlichen Verfalls durch die sozialpolitisch humanitäre Abmilderung des Daseinskampfes.

Der Sozialdarwinismus stellt keine in sich geschlossene oder auch nur kohärente Theorie dar. Er ist voller logischer Brüche und hat keine klare innere Einheit, sondern spaltet sich in eine Unzahl unterschiedlicher Richtungen und Synthesen mit anderen Traditionen auf. Bemerkenswert ist dabei, dass sich teilweise völlig inkonsequente Ausdeutungen von Darwins Evolutionstheorie als die wirkmächtigsten Varianten entfaltet haben. Enorme Breitenwirkung konnte der Sozialdarwinismus gerade dadurch erreichen, dass er ein sehr offenes, variables und damit an die jeweiligen Bedürfnisse und Traditionen anpassungsfähiges Konzept darstellt. Löst man nämlich die Lehre Darwins aus ihrem biologischen Kontext, werden zahlreiche Begriffe so unbestimmt und vieldeutig, dass sie einen überaus breiten Auslegungsspielraum offen lassen.

Da der sozialdarwinistische Biologismus in einer von Halbbildung dominierten politischen Atmosphäre zunehmend gebrochen rezipiert wurde, ist seine wissenschaftliche Widerlegung zwar relativ leicht möglich, trägt aber wenig zum historischen Verständnis seiner Wirksamkeit bei. Die unkontrollierte Diffusion einzelner Begriffe und Erklärungsmodelle zwischen Biologie und normativer Gesellschaftstheorie wurde in einer zuvor nicht gekannten Weise zum Brennpunkt politischer Prozesse.

„Die Überlebenden überleben“

Der sozialdarwinistische Leitbegriff *survival of the fittest* ist eine Leerformel: Bei der Übertragung in den gesellschaftlichen Kontext bleibt als Kriterium der *Fitness* nur das faktische Überleben. Ausgesagt ist also nicht mehr als die unbezweifelbar richtige, aber völlig inhaltslose Feststellung, dass die Überlebenden überleben. Der Fehlschluss ist bereits bei Darwin angelegt, indem er die in den Selektionsprozessen „auswählende“ Natur zum Handlungssubjekt. Die Vorstellung eines naturgesetzlichen Fortschritts in der Entwicklung der Arten wird schließlich zum Ausgangspunkt einer unkritischen Vermischung von Beschreibung und Wertung. Es gibt jedoch keinen absoluten Maßstab für Fortschritt in der Natur. Auch Komplexitätssteigerung ist kein solcher, weil sich hohe Komplexität beispielsweise hinsichtlich des langfristigen Überlebens häufig eher negativ auszuwirken scheint.

Die verbreitete Vorstellung, dass die Formel „survival of the fittest“ ein Leistungsprinzip sei, trifft nicht zu, weil sie keinen Maßstab der Leistung angibt, sondern lediglich nachträglich diejenigen, die sich faktisch durchgesetzt haben, als die Tüchtigsten bewertet und damit ideologisch rechtfertigt. Dies wird insbesondere deutlich angesichts der kollektivistischen Umdeutung, die den europäischen Sozialdarwinismus im 20. Jahrhundert prägte; denn die Zuteilung gesellschaftlicher Positionen aufgrund der Rasse ist dem „aristokratischen“ Leistungsprinzip, das noch Haeckel verkündete, konträr entgegengesetzt.

Die logische Inhaltslosigkeit des sozialdarwinistischen Gesetzes vom Überleben der Tüchtigsten wurde dadurch überdeckt, dass die jeweils in der Gesellschaft anerkanntesten Tugenden als plausible Interpretation dessen, was *fitness* meint, wie selbstverständlich assoziiert wurden. Die naturwissenschaftliche Unbestimmtheit ermöglicht eine optimale Anpassung an die jeweiligen Vorurteile, die die Aura eines ehernen Naturgesetzes erhalten.

Die ideologische Besetzung des Begriffs Leistung von den jeweils Herrschenden und die Ausrichtung eines angeblich offenen Wettbewerbs auf diese Kriterien ist auch heute eine vielfach zu beobachtende Begriffsverwirrung (z. B. in aktuellen Versuchen, die exorbitanten Gehälter einiger Manager zu rechtfertigen). Die ethische Kritik am Sozialdarwinismus ist von daher nicht notwendig eine Kritik der ethischen Wertschätzung und gesellschaftlichen Belohnung von Leistung, sondern zunächst vor allem eine Kritik des Versuchs, Leistung ohne den Bezug auf ethisch-kulturelle Maßstäbe zu definieren. Was man als Leistung anerkennt, ist oft eher ein Spiegel der Machtverhältnisse als der Qualität.

Die Differenz zwischen Begründung und Genese von Normen

Jahrhundertlang wurden im Rahmen der theologischen und philosophischen Naturrechtstradition Kriterien dafür entwickelt, welche ethische Relevanz der Natur zukommt. Diese Kriterien sind heute neu auf dem Niveau eines evolutionären Naturbegriffs zu entfalten.

Vor diesem Hintergrund ist der kollektivistischen Vereinnahmung des Individuums, wie sie in den rassenbiologischen Formen des Sozialdarwinismus vertreten wurden, ein Zweifaches entgegenzuhalten:

1. Die Begründung des Ethischen ist nicht aus der Natur ableitbar. Sie muss immer auf den Menschen als sittliche Person und als individuelles Handlungssubjekt Bezug nehmen. Wer die unbedingte Würde des einzelnen Menschen dem Ziel einer vermeintlichen Optimierung der Rasse unterordnet, begeht einen Kategorienfehler.
2. Die biologische Grundannahme des rassenhygienischen Sozialdarwinismus, dass die Rasse bzw. Art die entscheidende evolutionswirksame Selektionseinheit sei, gilt inzwischen als

widerlegt. Arterhaltende Verhaltensmuster, die früher als Altruismus gedeutet wurden, können heute weitgehend spieltheoretisch als rationales bzw. funktionales Verhalten erklärt werden. Damit ist dem kollektivistischen Sozialdarwinismus seine biologische Grundlage entzogen.

In der ethischen Theorie ist die Spannung nicht auflösbar, dass der unbedingte Anspruch personaler Würde in den vielfältigen naturalen und geschichtlichen Bedingtheiten des Lebens und der Natur eingelöst werden muss. Die Freiheit des Menschen kann nicht bewiesen, aber als Selbsterfahrung sowie als notwendige Voraussetzung ethischer Argumentation plausibilisiert werden. Entscheidend ist, dass man den normativen Status der jeweiligen Reflexionsebene richtig einordnet: Eine Begründung von Normen kann nicht aus der Natur abgeleitet werden. Diese ist allein von einer kulturellen Zielvorstellung her möglich. Für das Verständnis der Entstehung und der Funktion von Normen ist die Naturbeobachtung wissenschaftlich und ethisch jedoch oft durchaus anregend.

Neue Wechselwirkungen zwischen Natur und Gesellschaft

Mit der heutigen Umweltkrise ist ein neuer Höhepunkt der Wechselwirkung zwischen Natur und Gesellschaft erreicht. Problematisch sind umweltethische Konzepte, die von einem Gleichgewicht in der Natur ausgehen und dies unmittelbar als Vorbild für Wirtschaft und Gesellschaft verstehen; denn dann erscheint letztlich die gesamte Zivilisation vor allem als Störfaktor der guten Naturordnung. Gerade hier hat sich aber im Kontext des ethisch-politischen Leitbilds der Nachhaltigkeit eine entscheidende Differenzierung durchgesetzt: Zumindest in der aufgeklärten Interpretation dieses Konzeptes wird die Dynamik der Natur als Sukzession von Ungleichgewichtszuständen interpretiert. Natur ist nicht einfach vorgegeben, sondern ein offenes Beziehungsgefüge, in dessen Deutung und Gestaltung sich das menschliche Selbstverständnis spiegelt. Was eine Ressource ist, hängt von den Möglichkeiten ihrer technischen Nutzbarkeit ab.

Wir werden im Klimawandel gezwungen sein, mit tiefen Veränderungen ökologischer und sozialer Lebensräume umzugehen. Hier gibt es weltweit einen massiven Anpassungsdruck. Entscheidend ist, dass wir diesen nicht nur im Paradigma des Daseinskampfes deuten (etwa als Kampf um die knapper werdenden Ressourcen), sondern von der Fähigkeit einer kreativen und kooperativen Anpassung an die Veränderungen ausgehen und diese nach Maximen der Gerechtigkeit gestalten. Die Evolution neuer Formen der Kooperation wird zur Überlebensbedingung unserer Zivilisation.

Weichenstellungen der Ethik geschehen oft nicht primär auf der Ebene moralischer Appelle und ihrer Ausschmückung mit schönen Worten, tiefsinnigen Begründungen oder politischen Beschlüssen, sondern auf der Ebene der Entscheidung für eine bestimmte Perspektive, in der wir die Welt und unsere Mitmenschen wahrnehmen. Die kollektive Deutung von Natur und Geschichte als Daseinskampf wurde und wird zur *self-fulfilling prophecy*, weil wir uns dadurch in entsprechende Situationen hineindrängen lassen. Wer die Wechselwirkung zwischen Naturdeutung und Sozialtheorie verdrängt, ist ihr blind ausgeliefert.